
Schwerpunktthema: Diversität und Transdisziplinarität

Editorial zum Thementeil Diversität und Transdisziplinarität

Astrid Biele Mefebue, Elena Buck und Yvonne Franke

Die Idee der Herausgabe eines Themenschwerpunktes Transdisziplinarität in einer Zeitschrift, die sich der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Vielfalt widmet, entstand im Zusammenhang unterschiedlicher Forschungskontexte sowie Diskussionen um forschungspolitische Entwicklungen. In den Debatten, in die wir Herausgeberinnen involviert waren, ging es nicht immer um die Konzipierung oder Durchführung bereits (systematisch) transdisziplinär angelegter Projekte. Dabei möchten wir transdisziplinäre Forschung in unserem Verständnis hier zunächst einleitend kurz als Forschung kennzeichnen, die *gemeinsam mit Praxisakteur_innen* (auch im Sinne einer partizipativen Forschung) neues *Wissen zur Lösung relevanter gesellschaftlicher Probleme* generiert. Unsere individuellen Zugänge speisen sich allerdings aus verschiedenen wissenschaftstheoretischen und methodischen Zugängen, die vor dem jeweils fachlichen Hintergrund zu lesen sind. So kommen sie bspw. aus der Beschäftigung mit an *action research* orientierten Konzepten im Feld der Globalen Sozialen Ungleichheit ebenso wie aus der Auseinandersetzung mit engagierter Wissenschaft z.B. in der kritischen Rechtsextremismusforschung. Zudem schien die Diskussion auch solcher Projekte, die zunächst nicht im engen Sinne unter dem Label „Transdisziplinarität“ zu fassen waren, durch Ideen aus und Anleihen an Debatten um Transdisziplinarität zu profitieren. Dies war der Fall, weil wir Anregungen dafür fanden, verschiedene, durchaus nicht neue Fragen, die uns als Diversitätsforscherinnen beschäftigten, aus einem etwas anderen Blickwinkel zu betrachten.

Dazu gehörten unter anderem Fragen nach der gesellschaftlichen Relevanz von Forschung und den damit verknüpften Machtverhältnissen, aber auch in Bezug auf Forschungsethik: Wie können wir (beanspruchen) gesellschaftlich relevante Fragen (zu) formulieren? Wer forscht – und spricht in Folge, zieht ggf. auch Konsequenzen in Form von Handlungsempfehlungen – für wen? Ebenfalls damit verbunden sind Fragen nach dem eigenen Selbstverständnis und der individuellen Positioniertheit: Welche Rolle spielen wir als Forschende – disziplinär und in der Hochschule verankert – jeweils in unterschiedlich angelegten Forschungsprozessen und -konstellationen? Wie können (disziplinär) verschiedene erkenntnistheoretische Positionen, theoretische Ansätze und empirische Verfahren (zu-)einander vermittelt werden? Und schließlich, wenn auch nicht zuletzt: Wie können wir als Forschende in Gesellschaft hineinwirken? Auch die Rolle von Forschenden im transdisziplinären Prozess wird neu bestimmt. Klassische Vorstellungen von objektiver Außenperspektive werden zunehmend hinterfragt und durch neue Konzepte herausgefordert. Beispielhaft seien an dieser Stelle die Idee von Forschenden als *advocates, facilitators oder collaborators* (Wieser/Brechelmacher/Schendl 2014: 158) oder die Konzeption des Verbündet-Seins genannt. In diesem Zusammenhang werden weitere Fragen relevant: Wie können Verbündet-Sein im Sinne eines Einsatzes eigener Privilegien und Ressourcen für die Anliegen weniger

Privilegierter (Czollek/Perko/Weinbach 2012: 26), Parteilichkeit und Betroffenheit mit wissenschaftlichen Prinzipien in Übereinstimmung gebracht werden? Welches Wissen gilt (wo/wem) wie viel?

Diese Fragestellungen sind nicht das Spezifikum transdisziplinärer Forschungszugänge. Krell (2007) und Vertovec (2015) charakterisieren Diversitätsforschung als integrierende Perspektive, die Erkenntnisse und Forschungsperspektiven unterschiedlicher Disziplinen und Forschungsfelder – etwa der *critical race studies*, *disability studies*, *gender studies* oder *migration studies* – zusammenführt, um Querschnittsthemen mit Diversitätsbezug, wie bspw. Arbeitsmigration, Demographie und Beschäftigung oder Geschlecht und Erwerbstätigkeit, zu bearbeiten. Diversitätsforschung ist in diesem Sinne zunächst multi- oder interdisziplinär. Für unsere Fragestellung relevant erscheinen uns darüber hinaus die Genesen wichtiger Herkunftsfelder einer sich formierenden Diversitätsforschung, also deren historisch kontextualisierte Entwicklung.

Die exemplarisch benannten Herkunftsfelder entwickelten sich zunächst vor allem im Kontext von bzw. im Anschluss an Ziele und Forderungen sozialer Bewegungen. Beispielfähig zu nennen sind die Frauenbewegung, Lesben- und Schwulenbewegung, Behindertenbewegung und Selbstbestimmt-Leben-Bewegung, sowie die Schwarze Bewegung in Deutschland insbesondere in den frühen 1970er bis 1980er Jahren. Zu deren Errungenschaften zählte es, gesellschaftspolitische Debatten angestoßen zu haben, in deren Folge Ansprüche auf Gleichbehandlung in unterschiedlichen Domänen (etwa Bildung, Arbeit) und mit Blick auf unterschiedliche Dimensionen von Diversität (etwa Geschlecht, Behinderung) rechtlich institutionalisiert wurden. Diese Kämpfe um Anerkennung wurden und werden auch akademisch ausgefochten. Im Zuge dieser Entwicklungen wurden neue außerhochschulische Berufs- und Aufgabenfelder einerseits und neue Forschungsfelder an den Hochschulen andererseits etabliert, die beteiligten Stakeholder und ihr(e) Verhältnis(se) untereinander veränderten sich nachhaltig. Es vollzog sich eine (unterschiedlich weitreichende) Separierung zwischen Aktivismus als gesellschaftlicher Praxisform, professionalisierten Vertretungs- und Verwaltungsstrukturen sowie hochschulischer Forschung als hegemonialer Form der Wissensgenese. Diese wichtigen disziplinären Herkunftslinien des Forschungsfeldes implizieren bereits Austausch- und Aushandlungsprozesse zwischen hochschulischer und außerhochschulischer (Forschungs-)Praxis. Nicht zuletzt gewinnen Übersetzungsleistungen zwischen inner- und außeruniversitären Sphären an Bedeutung.

Eine Zeitschrift, die „es sich zur Aufgabe gemacht [hat], Beiträge aus der Praxis zu integrieren und damit sowohl wissenschaftlich Tätigen den Zugang zu Diskussionen in der Praxis zu ermöglichen, als auch der Praxis den Zugang zum Stand der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu bieten“ (Bührmann et al. 2016: 6) erscheint uns als geeigneter Ort, um das Verhältnis von transdisziplinärem Forschungsprozess auf der einen und Diversitätsforschung und -management auf der anderen Seite, ausgehend von inhaltlichen Berührungspunkten, zu erschließen. Darüber hinaus ist die Diskussion, die wir mit diesem Themenheft anzustoßen wünschen, auch im Licht wissenschaftspolitischer Debatten zu sehen, die ihr besondere aktuelle Relevanz verleihen.

Als einen der wichtigsten inhaltlichen Berührungspunkte möchten wir zunächst auf die Konstruktion eines partizipativen Forschungsprozesses verweisen, welcher sowohl im Hinblick auf mögliche theoretische Implikationen als auch hinsichtlich der empirisch-praktischen Umsetzung spannende Einsichten für die Diversitätsforschung und -praxis zeitigen kann. Mindestens drei Momente scheinen hier bedenkenswert: Erstens ist der transdisziplinäre Forschungsprozess sowohl auf die Analyse lebensweltlicher Probleme als auch auf ihre Bearbeitung ausgerichtet. Wir sehen in dieser klaren Handlungsorientierung eine Gemeinsamkeit, die Diversitätsforschung und -management mit transdisziplinären Herangehensweisen verbindet. Zweitens kann eine Erörterung der Zusammenführung von akademischem und

Praxiswissen aus Sicht der Diversitätsforschung dazu verhelfen, die Bedeutung verschiedener Wissensformen und sozialer Praxen für einen diversitätssensiblen Forschungsprozess zu evaluieren (bspw. Kusters et al. 2017 zu forschungsethischen Fragen und Innovationen in Studien mit Gehörlosen). Aus der Perspektive von Unternehmen und Praxispartner_innen wären ebenfalls Anforderungen an derartige Kooperationsprozesse zu formulieren. Drittens kommen in der Zusammenarbeit funktional wie sozial divers zusammengesetzter Teams Machtverhältnisse und Wissenshierarchien nicht nur als Gegenstand *von* Forschung, sondern auch als Gegenstand *in der* Forschung und Praxis zum Tragen. Damit sind u.a. Fragen nach Ownership von Forschungsergebnissen und Sichtbarkeit des Beitrags verschiedener Akteur_innengruppen zu deren Entstehen angesprochen.

Hierin liegt die Herausforderung begründet, den Forschungsprozess reflexiv auszugestalten. Dies ist im transdisziplinären Paradigma angelegt und wird auch für die Diversitätsforschung diskutiert (Bühmann 2015). Reflexivität meint hier Prozesse der Offenlegung und Überprüfung von Annahmen und Erwartungen, deren Ergebnisse systematisch in das Forschungsvorhaben einfließen. Unseres Erachtens sollte Diversitätsforschung zum einen die Situiertheit von Forschung wie Forschenden theoretisch in die Diskussion um Wissenskulturen einbetten. Für beide Vorhaben hat das Diktum von Donna Haraway, nämlich „daß mein und *unser* Problem darin besteht, wie wir *zugleich* die grundlegende historische Kontingenz aller Wissensansprüche und Wissenssubjekte in Rechnung stellen, eine kritische Praxis zur Wahrnehmung unserer eigenen bedeutungserzeugenden, „semiotischen Technologien“ entwickeln *und* einem nicht-sinnlosen Engagement für Darstellungen verpflichtet sein können, die einer „wirklichen“ Welt die Treue halten“ (1996 [1988]: 284, H.i.O.) nicht an Gültigkeit verloren. Die Diversitätsforschung sollte zum anderen handlungsleitende Möglichkeiten für den Umgang mit diversem Wissen und Erfahrungen in Kooperationsprojekten aufzeigen, wie dies auch die transdisziplinäre Forschung für sich in Anspruch nimmt (etwa Duijn et al. 2010 zu „co-produced reflective knowledge“).

Um den Lesenden eine tiefergehende Einordnung der Beiträge zu ermöglichen, folgt im ersten Abschnitt dieses Editorials zunächst eine kurze Einführung in die Entwicklung sowie in neuere Diskussionen über disziplinübergreifende, ko-produktive Prozesse der Wissensproduktion. Hier einen kursorischen Überblick zu geben, ist uns auch darum ein Anliegen, weil die im Folgenden veröffentlichten Artikel ebenfalls unterschiedliche Verständnisse von Transdisziplinarität produktiv aufgreifen. Im zweiten Abschnitt des Editorials werden die Gesamtkomposition des Heftes expliziert und die einzelnen Artikel näher vorgestellt sowie zueinander ins Verhältnis gesetzt.

1 Transdisziplinarität – zur Genese eines Konzepts

Seit rund zwei Jahrzehnten wird in verschiedenen disziplinären Kontexten verstärkt eine Diskussion um neue Formen der Wissensproduktion geführt. Unterschiedlichen theoretischen und methodischen Traditionen verbundene Ansätze beschäftigen sich mit der Frage, unter welchen Voraussetzungen Wissensproduktion gemeinsam *mit* und *für* gesellschaftliche Gruppen umgesetzt werden kann. Wir stellen in einem ersten Abschnitt die Genese des Transdisziplinaritätsbegriffes dar, wie er heute oft verwandt wird. Wir interessieren uns an dieser Stelle primär für die „anwendungs- und problemorientierte“ sowie partizipative Transdisziplinarität, verstanden in Abgrenzung zu einer disziplinenorientierten und dekonstruktiven Transdisziplinarität (Hark 2003: 83f. unter Bezugnahme auf Gibbons et al. 1994 und Mittelstraß 1998). Wissenschaftstheoretisch für ebenso relevant erachten wir die Frage nach

einer „engagierten Wissenschaft“ (Bourdieu 2002). Mit diesbezüglichen Debatten wenden wir uns in einem zweiten Abschnitt der Rolle und gesellschaftlichen Bedeutung von (akademischer) Wissensproduktion zu. In einem dritten Abschnitt diskutieren wir schließlich die Frage der derzeit an die Hochschulen herangetragenen Forderung nach gesellschaftlicher Wirkung von Forschung/Wissen.

Mit unserer kurzen Einführung in diese Debatten, die aus unterschiedlicher Perspektive die Rolle transdisziplinärer Forschungszugänge thematisieren, möchten wir erste Potenziale dieser Zugänge für die Diversitätsforschung aufzeigen. Die nachfolgende Darstellung ist selbstverständlich nicht vollständig, die uns als besonders relevant erscheinenden Aspekte werden indes adressiert.

Transdisziplinarität in der Nachhaltigkeitsforschung

Insbesondere im Umfeld der sozial-ökologischen Forschung bzw. in den Nachhaltigkeitswissenschaften wird die Bedeutung von *post-normal science* (Funtowicz/Ravetz 1993), *Mode-2-Science* (Gibbons et al. 1994) bzw. aktuell auch *Mode-3-Science* (Campbell/Carayannis 2012) sowie *Transdisziplinarität* (Hirsch Hadorn/Jäger 2006) intensiv debattiert. Dabei lässt sich für den deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren eine gewisse Dominanz des Begriffs der Transdisziplinarität gegenüber den anderen genannten Konzepten erkennen (auch gegenüber Begriffen wie partizipative Forschung oder *action research*, die u.a. Gegenstand des folgenden Abschnitts sind). Dennoch besteht eine gewisse begriffliche Offenheit fort: es lässt sich zum einen eine parallele wie synonyme Verwendung erkennen, zum anderen ist der Transdisziplinaritätsbegriff selbst bis heute nicht eindeutig definiert (hierzu auch Bührmann/Franke 2018).

Die Entstehungsgeschichte des Transdisziplinaritätsbegriffs ist eng mit den historischen Verschiebungen der 1970er Jahre im Übergang zum Postfordismus verknüpft. Es war der Physiker Erich Jantsch, der den Begriff öffentlich wahrnehmbar prägte. Jantschs Anliegen war es zunächst weniger, ein neues forschungsmethodologisches Konzept zu entwickeln, als vielmehr die Rolle der Universität als Ort der Wissensproduktion und ihre Funktion in einer Gesellschaft im Übergang vom Industriezeitalter zu einer postindustriellen Gesellschaft neu zu bestimmen: „In most general terms, the purpose of the university may be seen in the decisive role it plays in enhancing society’s capability for continuous self-renewal“ (Jantsch 1972: 12). Sein Appell, wissenschaftstheoretisch und mit Fokus auf die gegenwärtigen sogenannten hochentwickelten Gesellschaften die Funktion von Hochschulen zu reflektieren, fand zunächst wenig Resonanz. Dies änderte sich mit Beginn der 1990er Jahre. Die weltweiten Umbrüche dieser Zeit, hier vor allem das Ende des Ost-West-Konfliktes, förderten die Vorstellung, dass politische Anliegen sachorientiert jenseits ideologischer Ränkespiele in internationalen Arenen verhandelt werden könnten. Allen voran die drängende Umweltproblematik war der gängigen Wahrnehmung nach nicht mehr durch einen zentralen Akteur, wie den Nationalstaat, oder durch ein von der Wissenschaft entworfenes Lösungsmodell – sei es ein Politikinstrument oder eine technologische Neuerung – zu bewältigen. Der damalige Zeitgeist beförderte auch akademisch das Bewusstsein, dass diese globalen Herausforderungen nach neuen Zugangsweisen verlangten. Vor diesem Hintergrund erlebten die Ideen Erich Jantschs eine Renaissance. Zunächst eher als akademische Selbstverständigung angelegt, gewann die wissenschaftstheoretische Diskussion um neue Formen der Wissensproduktion und wer an dieser mitwirke, verstärkt an Bedeutung. Verschiedene Interventionen regten vor allem die *scientific community* zur Reflexion an und wirken bis heute nach.

Einen der ersten einschlägigen Beiträge leisteten die Autoren Silvio O. Funtowicz und Jerome R. Ravetz mit ihrem 1993 erschienen Aufsatz „Science for the Post-Normal Age“. In Abgrenzung zu der von Thomas S. Kuhn (2014 [1962]) historisch herausgearbeiteten

„normal science“ als der auf Beobachtung, Experiment und theoretischer Modellbildung beruhenden vorgeblich exakten Wissenschaft, entwickelten sie ihren Begriff der „post-normal science“, die sich vom Paradigma experimenteller Exaktheit entferne: „This emerging science fosters a new methodology that helps to guide its development. In this, uncertainty is not banished but is managed, and values are not presupposed but are made explicit. The model for scientific argument is not a formalized deduction but an interactive dialogue“ (Funtowicz/Ravetz 1993: 740). Funtowicz und Ravetz machen auf zwei Problematiken aufmerksam: Erstens die Tatsache, dass wissenschaftliche Arbeiten sich den Unsicherheiten, bspw. in den Aussagen zum Klimawandel, der eben nicht wissenschaftlich exakt vorhergesagt werden könne, stellen und damit transparent umgehen müssten. Zweitens folge daraus, dass politische Empfehlungen, die auf einer derartigen Wissensproduktion basierten, diesem Faktum der Unsicherheit Rechnung tragen müssten: „When science is applied to political issues, it cannot provide certainty for political recommendations; and conflicting values in any decision process cannot be ignored even in the problem-solving work itself“ (Funtowicz/Ravetz 1993: 740). Wiewohl Funtowicz/Ravetz einen praktischen Vorschlag zur Evaluation (natur)wissenschaftlicher Arbeiten vorlegen, ist ihr Beitrag vor allem in wissenschaftstheoretischer Hinsicht ein kritischer Ein- und Entwurf. Gerade in Hinblick auf die politische Verwertung wissenschaftlicher Ergebnisse ist ihre Intervention bis heute aktuell. Sie verdeutlicht, dass sowohl akademische Wissensproduktion als auch die Nutzung der daraus resultierenden „Endprodukte“ innerhalb eines gesellschaftlichen Kontextes stattfindet, der von Partikularinteressen geprägt ist, und mit diesen verwoben ist.

Auch die Autor_innen-Gruppe des schmalen Bandes „The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies“ (Gibbons et al. 1994) beschäftigt sich mit der Frage, wie die Institution Universität zur Bearbeitung der komplexen Problemlagen beitragen könne. Die Autor_innen unterscheiden ähnlich wie Funtowicz/Ravetz zwischen der klassischen Form der Wissensproduktion – Modus 1 – und einer neuen Form – dem transdisziplinär ausgerichteten Modus 2. Gleichwohl konkretisieren sie ihren Vorschlag zu einer neuen Form der Wissensproduktion stärker:

„[I]n Mode 1 problems are set and solved in a context governed by the, largely academic, interests of a specific community. By contrast, Mode 2 knowledge is carried out in a context of application. Mode 1 is disciplinary while Mode 2 is transdisciplinary. [...] In comparison with Mode 1, Mode 2 is more socially accountable and reflexive. It includes a wider, more temporary and heterogeneous set of practitioners, collaborating on a problem defined in a specific and localized context“ (Gibbons et al. 1994: 3).

Ihr Anliegen ist zunächst, auf Nützlichkeit als Kernmoment von Wissensproduktion hinzuweisen, sei es für die Industrie, für Regierungen oder für die Gesellschaft im weiteren Sinne. Dabei verwenden sie den Begriff der Wissensproduktion durchaus in einem Sinne, der auf ökonomische Verwertbarkeit Bezug nimmt. Gleichwohl verwehren sie sich gegen eine Gleichsetzung mit marktorientierter Anwendungsforschung, denn die Wechselwirkungen der qualitativ neuen Modus-2-Wissensproduktion sind komplexer, sie ist nicht ohne Gesellschaft zu denken:

„Because they include much more than commercial considerations, it might be said that in Mode 2 science has gone beyond the market! Knowledge production becomes diffused throughout society. This is why we also speak of socially distributed knowledge“ (Gibbons et al. 1994: 4).

Beide hier vorgestellten Interventionen eint, dass sie wissenschaftstheoretische Entwürfe präsentieren, aber auf keine praktische Umsetzung der von ihnen vorgeschlagenen Ideen rekurrieren können. Es handelt sich um theoretisch-konzeptionelle Beiträge, die Entwicklungen in Wissenschaft und Gesellschaft aufgreifen und das Verhältnis von Akteur_innen mit

ökonomischen Interessen, gesellschaftlicher Steuerung und Wissensproduktion reflektieren bzw. genauer bestimmen wollen.

Seither entwickelt sich jedoch auch ein empirisch-praktischer Zugang zu Transdisziplinarität. Dieser wird im deutschsprachigen Raum aus verschiedenen Richtungen gespeist. Es ist unseres Erachtens bisher nicht sinnvoll, von konsistenten Forschungsansätzen zu sprechen, da die einzelnen Herangehensweisen nicht fest geformt sind. Sie können es auch insofern nicht sein, als der transdisziplinäre Charakter eine Anpassung auf je konkrete Forschungsprojekte impliziert. In diesem Sinne wäre vielleicht eher von einer Art Forschungswerkzeugkasten zu sprechen. Dennoch lassen sich Diskussionszusammenhänge ausmachen, die empirisch-praktische transdisziplinäre Forschung in den vergangenen Jahren wesentlich geformt haben. Hierzu zählen wir bspw. die Klagenfurter Interventionsforschung, den Transdisciplinary-Case-Study-Ansatz (TdCS) aus dem Umfeld der ETH Zürich oder auch das im Umkreis des Frankfurter Instituts für sozial-ökologische Forschung entwickelte Phasenmodell (für einen aktuellen Überblick der gegenwärtig Forschungsmodi siehe Brinkmann et al. 2015).

Insgesamt lässt sich in den letzten Jahren eine diskursive Verschiebung weg von den ursprünglich stark wissenschaftstheoretisch orientierten Beiträgen zu Transdisziplinarität hin zu einer methodisch-praktischen Fokussierung beobachten. Und auch wenn keinesfalls von einem kongruenten Ansatz von Transdisziplinarität zu sprechen ist, haben sich einige Grundelemente für derartig ausgerichtete Forschungsprozesse etabliert. Hirsch Hadorn et al. (2008) nennen vier Hauptanliegen: Zunächst soll von sogenannten *real-world-problems* ausgegangen und so die gesellschaftliche Relevanz sichergestellt werden. Zweitens soll eine über die disziplinären Grenzen hinweg operierende Forschungsperspektive eingenommen werden; drittens Forschung partizipativ gestaltet werden – hierfür hat sich mittlerweile die Bezeichnung ‚Einbeziehung von stakeholders‘ etabliert – und viertens die Suche nach einer „unity of knowledge beyond disciplines“ (Hirsch Hadorn et al. 2008: 29) angestrebt werden. Die letztgenannten Punkte, die schon immer umstritten waren, wie Hirsch Hadorn et al. freimütig offenlegen, haben sich in den letzten zehn Jahren in Formeln wie bspw. der „Integration heterogener Wissensbestände“ (Bergmann et al. 2016: 59) konkretisiert. In diesem Zusammenhang gilt es zunehmend, auch die Rolle und Funktion der Forschenden selbst zu hinterfragen. Damit geht es um die normativen Grundlagen transdisziplinärer Forschung, die wir als weiteren Debattenstrang für die neuen Formen der Wissensproduktion im Folgenden kurz skizzieren möchten.

Transdisziplinarität und engagierte Wissenschaft

Transdisziplinarität schließt auch an andere Traditionslinien an, die sich z.T. aus dem kritischen Impetus der aus den oben exemplarisch genannten sozialen Bewegungen ergeben. Von gesonderter Bedeutung ist unseres Erachtens die Diskussion um transformative Forschung. Die unter diesem Schlagwort verhandelten Beiträge bearbeiten unterschiedliche Diskursstränge.

Unter dem durch Pierre Bourdieu geprägten Stichwort „engagierte Wissenschaft“ werden grundlegende normative Fragen von Wissenschaft und Forschung sowie Wissensproduktion verhandelt. Bourdieu geht es gleichwohl nicht darum, Form und Methode der klassischen Wissenschaft zu überwinden. Vielmehr fordert er, *scholarship* und Engagement zu verbinden und mit wissenschaftlich generiertem Wissen in Gesellschaft zu intervenieren bzw. gesellschaftlich relevante Themen wissenschaftlich zu beforschen.

„Die meisten gebildeten Menschen, zumal im Bereich der Sozialwissenschaften, haben eine Dichotomie im Kopf, die mir verhängnisvoll erscheint: die Dichotomie von *scholarship* und *commitment* – die Unterscheidung zwischen denen, die sich der wissenschaftlichen Arbeit widmen, indem sie mit

wissenschaftlichen Methoden für die Wissenschaft und für andere Wissenschaftler forschen, und denen, die sich engagieren und ihr Wissen nach außen tragen. Dieser Gegensatz ist künstlich. Tatsächlich müssen wir als autonome Wissenschaftler nach den Regeln der *scholarship* arbeiten, um ein engagiertes Wissen aufbauen und entwickeln zu können, das heißt, wir brauchen *scholarship with commitment*“ (Bourdieu 2002, H.i.O.).

Hiermit ist das Selbstverständnis der Forschenden angesprochen. Wieser et al. (2014) stellen vier (Ideal-)Typen von Forschenden in ihrem Verhältnis zu ihren Gegenständen vor: sich von ihrem Forschungsgegenstand distanzierende und um Neutralität bemühte *scholars*, in sozialen Zusammenhängen von Praxisakteur_innen aktive *collaborators*, die einen partnerschaftlichen Forschungsprozess anstreben, und *facilitators*, die eher eine moderierende Rolle zur Unterstützung von Aushandlungsprozessen der Stakeholder_innen einnehmen. Auch *advocates*, als Vertreter_innen des vierten Typus von Forschenden, übernehmen eine Moderationsfunktion. Sie beziehen aber darüber hinaus „in ihrer Forschungstätigkeit einen Standpunkt“ (Wieser et al. 2014: 158). Im Gegensatz zu den „organischen Intellektuellen“, die Produkt der sie hervorbringenden Klasse sind (Gramsci 1996: 1497ff.), plädiert Bourdieu dafür, Risiken einzugehen und Übersetzungsleistungen zwischen gesellschaftlichen Gruppen, Organisationen und Positionalitäten zu erbringen. Auch hier geht es also um eine Vermittlungsrolle, aber nicht eine neutrale, sondern um eine mit transformativem Anspruch. Auch für die Veröffentlichung und Verbreitung von Forschungsergebnissen über akademische Kontexte hinaus sind Kontakte mit externen Stakeholder_innen hilfreich. Dies wird z.B. im Sinne einer „public sociology“ (Burawoy 2015; Aulenbacher et al. 2017) gefordert, die über rein wissenschaftliche Zielgruppen hinaus mit verschiedenen gesellschaftlichen Akteur_innen ins Gespräch kommen will. Auch für ein solches Unterfangen muss zwischen den Sprachen und „Währungen“ der verschiedenen Felder übersetzt werden.

Begriffe wie Ko-Produktion, Wissenstransfer bzw. -mobilisierung, *community-based research* und *co-creation* umschreiben partizipative Forschungszugänge, die eine effektivere und/oder effizientere Bearbeitung gesellschaftlicher Herausforderungen durch eine Zusammenarbeit mit Praxispartner_innen verfolgen. Drei dieser Begriffe möchten wir hier etwas näher erläutern: *Partizipative Forschung* bezeichnet eine Reihe von Forschungsansätzen, -strategien oder -stilen, die „nicht Forschung *über* Menschen und auch nicht *für* Menschen, sondern Forschung *mit* Menschen“ betreiben wollen (Bergold/Thomas 2010: 333, H.i.O.) bzw. „soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen“ wollen mit dem Ziel, sie „zu verstehen und zu verändern“ (Unger 2014: 1). *Community-based research* bezeichnet dabei nach der Definition des kanadischen *Centre for Community-Based Research* eine Forschungspraxis, in der das Forschungsthema bzw. die Forschungsfrage von gesellschaftlichen Akteur_innen bzw. von Betroffenen identifiziert oder als relevant validiert wird („community-driven“), die Forschung unter Beteiligung der Betroffenen in allen Phasen – Forschungsdesign, Implementierung und Dissemination – durchgeführt wird („participatory“) und positiven sozialen Wandel im Sinne von „equity“ zum Ziel hat („action-oriented“) (Centre for Community-Based Research o.J.). *Co-creation* wiederum, ein im angelsächsischen Sprachraum und in den Niederlanden verbreiteter Begriff, bezeichnet die Koproduktion nicht nur von Wissen, sondern von Produkten und Dienstleistungen aller Art unter Einbeziehung aller relevanten Akteur_innen, wobei ein besonderer Fokus auf den Endnutzer_innen liegt. Der Begriff kommt aus der Betriebswirtschaftslehre und beschreibt einen kreativen Prozess, an dem mehrere Personen beteiligt sind. Hierbei steht die Schöpfung eines Mehrwerts (der in diesem Fall nicht unbedingt ein gesellschaftlicher, sondern auch ein wirtschaftlicher sein kann; etwa Prahalad/Ramaswamy 2004) im Vordergrund. Ko-kreative Prozesse werden angestoßen, um Innovationen *mit* beteiligten Stakeholdern (und nicht *für* sie) zu ermöglichen und ein für alle Beteiligte wertvolles Ergebnis zu produzieren.

Neben diesem stärker ergebnisorientierten Fokus von partizipativer Forschung lässt sich des Weiteren eine forschungsethisch argumentierende Diskurslinie identifizieren: So bezeichnet partizipative Forschung Versuche, Betroffene bzw. Beteiligte selbst zu Wort kommen zu lassen, und zwar nicht nur als „Empirielieferantinnen“ (Caixeta o.J.: 1), sondern als möglichst gleichberechtigte Partner_innen in der Entwicklung von Fragestellung und Forschungsdesign sowie der Entscheidungen über die Dissemination von Ergebnissen. So gilt etwa der Grundsatz der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung „Nichts über uns – ohne uns!“ einigen ebenfalls als Grundsatz der *disability studies* (z.B. Hermes/Rohrmann 2006). Teilweise gründen Personen, die eine solche Forschung betreiben wollen, eigene außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. Ein Beispiel hierfür ist die Organisation *maiz* in Österreich, eine Selbstorganisation von Migrant_innen, die 2003 einen eigenen Forschungszweig gründete. Einer der Gründe dafür ist die Überzeugung, dass Migrationsforschung, so die Koordinatorin des *maiz*-Forschungsbereiches Luzenir Caixeta, nicht länger hauptsächlich von Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft durchgeführt werden sollte (Caixeta o.J.).

Transdisziplinarität und gesellschaftlicher Impact von Forschung

In den letzten Jahren gewannen Modelle für die Erhöhung und Messung der gesellschaftlichen Wirkung bzw. Wirksamkeit von Forschungsergebnissen politisch an Aktualität. Sie spielen eine zunehmend wichtige Rolle in der europäischen und deutschen Forschungs- und Hochschulförderung. Dies zeigt sich etwa in den aktuellen Ausschreibungen im Rahmen von EU-Horizon 2020, BMBF-Förderlinien oder dem Förderprogramm „Innovative Hochschulen“, die die Zusammenarbeit mit außeruniversitären Akteur_innen und den Gewinn von Erkenntnissen und Produkten für die Gesellschaft einfordern. Öffentlich finanzierte Sozial- und Geisteswissenschaften stehen somit unter Rechtfertigungsdruck. Die Vermutung eines linearen Trickle-Down-Effekts – das heißt die Idee, dass hochkarätige Forschungsergebnisse ohne weiteres Zutun ihren Weg in die Gesellschaft finden – ist dafür nicht ausreichend und Stakeholder erwarten „demonstrable impacts and to be engaged in the co-creation and coproduction of socially robust knowledge“ (Pedersen et al. 2017: 6). International zeichnet sich ein Trend ab, den *Impact*, d.h. die Wirkung, von Forschung zu quantifizieren und zu belohnen. Das *Research Excellence Framework* (REF) in Großbritannien bspw., eine staatliche Evaluation von Forschungseinrichtungen, beinhaltet neben dem *Output* (in Form von Publikationen oder anderen Produkten weiterhin das wichtigste Kriterium mit 65% Gewichtung) auch *Impact* als Kriterium (20% Gewichtung). *Impact* ist dort definiert als „any impact, change or benefit to the economy, society, culture, public sector or services, health, environment, or quality of life outside the university sector“ (HEFCE o.J.). Evaluiert wird der *Impact* anhand von Fallstudien, die sich auf konkrete Projekte beziehen, und Templates, die die Strategien der Organisationseinheiten zur Erhöhung von *Impact* beschreiben.

Pedersen et al. stellen in ihrem Arbeitspapier „Analysing co-creation in theory and in practice – A systemic review of the SSH impact literature“ (2017) verschiedene Modelle sowie Methoden für die ‚Messung‘ von *Impact* vor, die sie auf unterschiedlichen Ebenen ansiedeln. Manche der vorgestellten Modelle greifen Impact-Faktoren auf, die auch auf Kernaspekte transdisziplinärer Forschungszugänge zielen. So führt bspw. das SIAMPI-Modell das Konzept *produktiver Interaktionen* als zentralen Faktor für die gesellschaftliche Relevanz von Forschung ein (Spaapen/van Drooge 2011; Pedersen et al. 2017: 17). Gesellschaftlicher *Impact* wäre demnach ein Effekt dynamischer Interaktionen und gemeinsamer Anstrengungen zwischen verschiedenen Akteur_innen, darunter Forscher_innen. SIAMPI unterscheidet zwischen indirekten, direkten und finanziellen Interaktionen. Ein Beispiel für direkte Interaktion ist der persönliche Austausch zwischen Stakeholdern, so etwa face-to-face, per E-Mail oder Telefon. Indirekte Interaktionen finden vermittelt über Medien oder materielle ‚Träger‘

wie Publikationen, Webseiten, Modelle oder Ausstellungen statt, während finanzielle Interaktionen bspw. Forschungsverträge, Forschungsförderung, Patente und Weiterbildungen beinhalten (SIAMPI 2012). Alle drei Formen können in transdisziplinären Projekten auftreten.

Dabei weisen Pedersen et al. auf eine Besonderheit sozial- und geisteswissenschaftlicher Forschung hin: „they contribute to change through dialogue and interaction with relevant members of the public, practitioners, community organizations, policy-makers and the press” (Pedersen et al. 2017: 22). Geht es um den Forschungsprozess, also das Generieren von Wissen, gilt die Vermutung, dass die Zusammenarbeit im Sinne einer Ko-Produktion oder Ko-Kreation (*co-creation*) von Akteur_innen der sogenannten *quadruple helix* aus Universität, öffentlicher Verwaltung, Wirtschaft und Zivilgesellschaft die gesellschaftliche Relevanz und Nutzbarkeit von Forschung und ihren Ergebnissen ebenso wie ihre Akzeptanz erhöht. Es ließe sich zudem argumentieren, dass bereits der für eine solche *co-creation* erforderliche Dialog eine gesellschaftliche Wirkung von Forschung entfaltet, indem ein multidirektionaler Wissenstransfer und -zuwachs stattfindet.

„SSH Impact occurs in an iterative process of interaction between academic and non-academic stakeholders across different time scales, different locations and different sectors. In conclusion, the analysis presented in this report calls for a more networked, context-sensitive, and socially responsible notion of research impact in which different partners contributes [sic] to a joint problem-solving.“ (Pedersen et al. 2017: 80)

Partizipative Konzepte und die angesprochenen Fragen der stärkeren Rückbindung von Forschung an lebensweltliche Fragestellungen, der Forschungsethik sowie von Forschungs- als Machtverhältnissen gewinnen zudem durch die neuere hochschulpolitische Debatte um eine *Third Mission* aktuell an Relevanz. Im Rahmen dieser *Third Mission* (auch ‚dritte akademische Mission‘ neben bzw. in Verbindung mit Forschung und Lehre) übernehmen Hochschulen gesellschaftliche Verantwortung, indem sie sich in ihrer Community (insbesondere ihrer lokalen und regionalen Umgebung) durch die Übernahme gesellschaftlich relevanter Aufgaben und Funktionen engagieren (Krainer/Winiwarter 2016: 111). Hierzu zählen etwa Aktivitäten des Wissenstransfers, der Wissensmobilisierung bspw. durch Weiterbildungsprogramme oder sogenannte Kinderuniversitäten, aber auch forschersische Ko-Produktionsprozesse in Forschungsk Kooperationen mit außerhochschulischen Akteur_innen oder wissenschaftliche Dienstleistungen in Form von *Service Learning* bzw. *Community-Based Research*. So dient die *Third Mission* oftmals als „Sammelbegriff für alle gesellschaftsbezogenen Hochschulaktivitäten“ (Roessler et al. 2015: 5) und beinhaltet Aktivitäten der oben erwähnten *quadruple helix* (ACCOMPLISSH o.J.). Insofern, als mit diesen Vermittlungsleistungen auch die Entstehung neuer Berufs- und Aufgabenfelder an einzelnen Hochschulen verbunden ist, wie z.B. *knowledge brokers*, *impact officers* und andere Positionen im Wissensmanagement, sind sowohl hochschulstrategische Positionierungen als auch neue Karrierewege – und damit potenziell neue Ungleichheiten zwischen und innerhalb von Hochschulen – verbunden. Wie der Beitrag von Keith, Yu und Barbeau in diesem Heft deutlich macht, lassen sich hier schon in einem kleinen Sample europäischer Hochschulen große Unterschiede ausmachen.

2 Diversitätsforschung und transdisziplinäre Konzepte. Konzeption und Aufbau des Heftes

Die sich aus den dargestellten Zugängen ergebenden wissenschaftstheoretischen und methodischen Anregungen erweisen sich unseres Erachtens für eine Diversitätsforschung, die explizit beansprucht, in Gesellschaft hineinwirken zu wollen, als in hohem Maße fruchtbar.

Egal, ob ein anwendungsorientiert-praxisbezogenes oder ein disziplinenorientiert-dekonstruktives Transdisziplinaritätsverständnis favorisiert wird, ist eine Sensibilität für Machtfragen und das Hinwirken auf Gleichberechtigung ein Merkmal transdisziplinärer Projekte (Miller 2001: 248). Aus Sicht der Diversitätsforschung fragt sich, wie eine „partizipative und dialogorientierte Einbindung von Betroffenen und deren gleichwertige Relevanz“, „hierarchieübergreifende Zusammenarbeit“ und „Vermittlung zwischen Theorien und Anliegen der Praxis“ (Miller 2001: 249) diversitätssensibel gelingen können und welche Differenzlinien (bspw. zwischen Disziplinen, zwischen ‚Wissenschaft‘ und ‚Praxis‘, zwischen Hierarchieebenen) in einem solchen Unterfangen relevant werden.

Insofern haben wir auch die Debatte in unserem Themenheft für unterschiedliche Verständnisse von Transdisziplinarität geöffnet. Die Autor_innen des Hefts verfolgen verschiedene Transdisziplinaritätsverständnisse – die sie in den Beiträgen explizieren – oder arbeiten aus unserer Sicht transdisziplinär, ohne dies zu benennen. Das Themenheft gliedert sich in Beiträge aus der Wissenschaft, Positionen und Forschungsskizzen sowie Beiträge aus der Praxis.

Lotta Fiedel, Katharina Jacke und Kerstin Palm stellen Herausforderungen der inter- bzw. transdisziplinären Vermittlung zwischen unterschiedlichen epistemologischen Prämissen, theoretischen Ansätzen und Forschungszugängen vor. Ihr Aufsatz „Gendertheoretisch informierte Gesundheitswissenschaften“ basiert auf den Erfahrungen aus zwei transdisziplinär ausgerichteten Forschungsprojekten, in welchen Vertreter_innen der Disziplinen Umweltepidemiologie, Public Health, Umwelttoxikologie, Umweltmedizin sowie Gender & Science – letzterer sind die Autor_innen zuzuordnen – als Forschende und Praxisakteure zusammenarbeiten. Übergeordnetes Ziel der Zusammenarbeit ist es, theoretische Erkenntnisse der Genderforschung in die Gesundheitswissenschaften einzuspeisen, um eine adäquatere Analyse und Operationalisierung der Facetten von sex/gender und ihrer intersektionalen Verschränkungen vor allem in den quantitativen Erhebungen im Praxisfeld anzustoßen. Hierzu explizieren sie zunächst die Grundprobleme einer solchen inter- und transdisziplinären Zusammenarbeit, um im Anschluss die Potentiale aufzuzeigen. Sie argumentieren mit vielfältigen theoretischen Bezügen für die Integration einer intersektionalen Perspektive auf Geschlecht und veranschaulichen anhand konkreter Praxisbeispiele, dass gerade in epistemischer Hinsicht die transdisziplinäre Vermittlungsarbeit ein ebenso anspruchsvoller wie gewinnbringender Weg ist.

Hendrik Trescher präsentiert in seinem Beitrag „Kritik zwischen Empirie, Theorie und Praxis. Praxisforschung im Kontext ‚Freizeit und geistige Behinderung‘“ Ergebnisse eines dezidiert transdisziplinär angelegten Forschungsprojekts, das einen lokalen Träger der Behindertenhilfe als Kooperationspartner in unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses einbezog. Dabei wurden Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung, Mitarbeiter_innen von Wohn- und Betreuungseinrichtungen sowie Vertreter_innen von Freizeiteinrichtungen interviewt. In den Interviews zeigte sich einerseits eine unerwartet hohe Bereitschaft auf Seiten der Freizeiteinrichtungen, Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung zu inkludieren. Dass dieses Inklusionspotenzial nicht ausgeschöpft wird, hängt in besonderem Maße mit den Lebensbedingungen der Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung im System der Behindertenhilfe zusammen. Darüber hinaus reflektiert der Artikel explizit die

Ausgangsbedingungen und Entwicklung des Forschungsprozesses und des Austausches mit dem Praxispartner. Dabei kommen Glücksmomente der Zusammenarbeit – was hat transdisziplinäre Forschung hier ermöglicht? – ebenso zur Sprache wie ihre Grenzen – bspw. kommen Momente divergierender Interessen, ein Spannungsverhältnis zwischen Grundlagenforschung und Handlungspraxis und Ressourcenrestriktionen zur Sprache, aber auch, welche Konsequenzen für künftige kooperative Forschungsprojekte daraus gezogen werden.

Anschließend an die Beiträge aus der Wissenschaft zeichnet *Larissa Krainer* in ihrer Position zu „Diversitätsforschung als transdisziplinäre Forschung“ zunächst Traditionslinien, Entwicklungsprozesse und zentrale geteilte Annahmen verschiedener Forschungsströmungen nach, die unter dem Begriff transdisziplinär als gemeinsame Forschung mit Kooperationspartner_innen aus der außerhochschulischen Praxis zusammengefasst werden. Deutlich werden die Vielfalt einsetzbarer Methoden, wie auch die Bandbreite möglicher Ausgestaltungen von Forschungsk Kooperationen über die verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses und Transfers. Hieran anschließend identifiziert Krainer als Expertin für transdisziplinäre Prozesse, die sich dem Forschungsfeld Diversität annähert, thesenartig mögliche Ähnlichkeiten bzw. geteilte Grundanliegen beider Forschungsfelder. Schließlich werden Potentiale diskutiert, die sich aus einem Diskurs zwischen beiden Forschungsrichtungen ergeben könnten.

Urs Lindner formuliert in seiner Position zu „Gleichstellungs- und Diversitätspolitik: Demokratische Gleichheit als gemeinsamer Bezugsrahmen“ zunächst die eher provokante Fragestellung, inwieweit aktuell nach Disziplinen und mit diesen verbunden theoretische wie normative Perspektiven auf Gleichstellungs- und Diversitätskonzepte scheinbar divergieren; wo sie ggf. tatsächlich divergieren; und stellt schließlich einen möglichen Entwurf für einen gemeinsamen Bezugsrahmen unterschiedlicher normativer wie theoretischer Perspektiven zur Diskussion. Hierbei plädiert Lindner für eine Abgrenzung zu verwertungsorientierten Diversitätskonzepten und für eine Fokussierung auf Gleichstellungskonzepte und herrschaftskritische Diversitätskonzepte (bezeichnet als Diversitätspolitiken) als ungleichheitsbezogene komplementäre Perspektiven. Als gemeinsamen normativen Bezugsrahmen entfaltet der Autor dann Gleichheitskonzeptionen, die aktuell etwa als demokratische, relationale oder soziale Gleichheit diskutiert werden.

Im Anschluss an Urs Lindners theoretisch-konzeptionelle Überlegungen plädieren *Ulrike Lahn und Kati Mozygemba* in ihrem Beitrag „Forschendes Lernen: Ein Gewinn für Transdisziplinarität und Diversität?! Am Beispiel Gesundheitswissenschaften“ für die systematische Anerkennung transdisziplinärer Zugänge in gesundheitswissenschaftlichen Studiengängen. Ihr Argument ist hierbei ein doppeltes: So seien Gesundheitswissenschaften erstens als genuin interdisziplinäres Feld zu charakterisieren, das zweitens als Antwort auf Anforderungen aus der Praxis entstanden sei und darauf reagieren müsse. In diesem Sinne würde eine transdisziplinäre Ausrichtung der Hochschulausbildung, vor allem als Forschendes Lernen, den Anforderungen der fachwissenschaftlichen Ausbildung gerecht. Zugleich zeigen sie auf, dass transdisziplinär ausgerichtetes Forschendes Lernen zum einen nur unter bestimmten Voraussetzungen gelingen kann und zum anderen nicht als das Wundermittel der Wissensgenerierung schlechthin verstanden werden sollte.

Rebecca Pates und Mario Futh stellen in ihrer Forschungsskizze „Die Nation und ihre Affekte: Eine Untersuchung über die Auswirkungen unterschiedlicher Begrifflichkeiten“ ein vom BMBF gefördertes Projekt vor, das politikwissenschaftliche Forschung und Intervention verbindet. Basierend auf Interviews werden Typologien über Vorstellungen von *Deutschsein* erarbeitet. Diese Vorstellungen fließen in „Politische Laboratorien“ (angelehnt an Beispiele aus anderen Ländern und Formate wie Bürger_innenforen und Zukunftswerkstätten; Pates/Futh in diesem Band) ein, in denen Bürger_innen Fragen von Zusammenhalt, Zugehörigkeit, Heimat und Nation diskutieren. Die Politischen Laboratorien sollen Bürger_innen, Politik und Verwaltung auf lokaler Ebene in einen Dialog bringen. Durch den

wissenschaftlichen Input wird daraus ein Quadruple-Helix-Setting. Verfolgt wird einerseits ein wissenschaftlicher Beitrag zur Beantwortung der Frage, inwieweit (affektiv besetzte) Nationsvorstellungen veränderbar sind. Andererseits werden als gesellschaftspolitische Ziele die „RePolitisierung einer affektiven aber oft vermiedenen Debatte“ und ein Beitrag zur Entwicklung einer offenen Gesellschaft mit entsprechender politischer Kultur angestrebt.

Mit verschiedenen Beiträgen aus der Praxis schließt der Themenschwerpunkt des Sonderheftes. Dabei schlagen diese den Bogen zurück zu den stärker theoretisch argumentierenden Texten des ersten Teiles. Eröffnet wird dieser Teil mit dem Beitrag „Das Diversity Prisma. Eine organisationale Standortbestimmung“ von *Hanna Vöhringer*, der ein Teilergebnis des Forschungsprojekts „Gender Cage – Revisited“ präsentiert. Das Projekt selbst untersuchte u.a. den „Gleichstellungsdruck“ auf Organisationen und Potenziale für Veränderungen. Als Instrument zur organisationalen Standortbestimmung wird das Diversity Prisma vorgestellt. Mittels einer standardisierten Befragung soll Organisationen eine Handreichung zur systematischen Erhebung verschiedener Diversity-Dimensionen angeboten werden. Ziel ist es dabei, zum einen die Dimensionen herauszufiltern, die schon Eingang in die betriebliche Diversitätsarbeit gefunden haben und zum anderen zu ermitteln, welche bislang ausgespart wurden, um so Handlungsbedarfe offenzulegen.

Den institutionellen Rahmenbedingungen, Voraussetzungen für und forschungspolitischen Implikationen von transdisziplinärer Forschung widmen sich *W. Nicol Keith, Xinzi Yu und Rose-Marie Barbeau*. Ihr Beitrag „Diversity of Institutional Support for Research Impact Implementation“ präsentiert die Ergebnisse einer (explorativen) Untersuchung unter hochrangigen Vertreter_innen vierzehn europäischer Universitäten zur Frage, welche Unterstützung für transdisziplinäre und gesellschaftlich relevante Forschung ihre Institutionen bieten. Ihre Darstellung verschiedener Wege zum Ziel kann eine Unterstützung für die Selbsteinschätzung und für strategische Entscheidungen bieten. Gleichzeitig stellt der Beitrag ein deutliches Plädoyer für die institutionelle Unterstützung transdisziplinärer Forschung dar: Will eine Hochschule gesellschaftlich relevante Ergebnisse produzieren, muss sie dies strategisch verankern, Ressourcen bereitstellen und Personal schulen.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre – und uns weitere Beiträge zu dieser Diskussion!

Literatur

- ACCOMPLISSH (o.J.): ACCOMPLISSH. <https://www.accomplish.eu/accomplish> [Zugriff: 04.10.2018].
- Aulenbacher, Brigitte/Burawoy, Michael/Dörre, Klaus/Sittel, Johanna (Hrsg.) (2017): Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft. Frankfurt/New York: Campus.
- Bergmann, Matthias/Jahn, Thomas/Lux, Alexandra/Nagy, Emilia/Schäfer, Martina (2016): Wirkungs-volle transdisziplinäre Forschung: TransImpact untersucht transdisziplinäre Projekte. In: GAIA-Ökologische Perspektiven für Wissenschaft und Gesellschaft 25 (1), 59–60. <https://doi.org/10.14512/gaia.25.1.13>
- Bergold, Jarg/Thomas, Stefan (2010): Partizipative Forschung. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.) Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8_23.
- Bourdieu, Pierre (2002): Für eine engagierte Wissenschaft. <http://www.monde-diplomatique.de/pm/2002/02/15.mondeText.artikel,a0021.idx,4> [Zugriff: 26.06.2018].
- Brand, Frank/Schaller, Franz/Völker, Harald (Hrsg.) (2004): Transdisziplinarität. Bestandsaufnahme und Perspektiven, Göttingen: Universitätsverlag Göttingen. <https://doi.org/10.17875/gup2004-514>
- Brinkmann, Carina/Bergmann, Matthias/Huang-Lachmann, Jo-Ting/Rödder, Simone/Schuck-Zöller, Susanne (2015): Zur Integration von Wissenschaft und Praxis als Forschungsmodus – Ein

- Literaturüberblick. Report 23, Climate Service Center Germany, Hamburg. https://www.climate-service-center.de/imperia/md/content/csc/report_23.pdf [Zugriff: 05.10.2018].
- Bührmann, Andrea D. (2015): Die Bearbeitung von Diversität in Organisationen – Plädoyer zur Erweiterung bisheriger Typologien. In: Hanappi-Egger, Edeltraud/Bendl, Regine (Hrsg.): *Diversität, Diversifizierung und (Ent)Solidarisierung. Eine Standortbestimmung der Diversitätsforschung im deutschen Sprachraum*. Wiesbaden: Springer VS, 108–127. https://doi.org/10.1007/978-3-658-08606-0_6.
- Bührmann, Andrea D./Ebbers, Ilona/Halbfas, Brigitte/Koall, Iris/Rastetter, Daniela/Sieben, Barbara (2016): Die Zeitschrift für Diversitätsforschung und -management – wir über uns. In: *ZDfm* 1 (1), S. 5–7. <https://doi.org/10.3224/zdfm.v1i1.26077>
- Bührmann, Andrea D./Franke, Yvonne (2018): Sammelbesprechung. Transdisziplinarität: Versuch einer Kartografierung des Feldes. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 19 (2). <https://doi.org/10.17169/fqs-19.2.3047>.
- Burawoy, Michael (2015): *Public Sociology, Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. <https://doi.org/10.1163/ej.9789004157064.i-245.27>
- Caixeta, Luzenir (o.J.): Interview Luzenir Caixeta zum Forschungsbereich. https://www.maiz.at/sites/default/files/2017-07/interview_caixeta_zum_forschungsbereich_0.doc [Zugriff: 04.10.2018].
- Campbell, David F./Carayannis, Elias G. (2012): *Epistemic governance in higher education. Quality enhancement of universities for development*. New York et al.: Springer. https://doi.org/10.1007/978-1-4614-4418-3_3
- Centre for Community-Based Research (ohne Jahr): *What is Community Based Research?* http://www.communitybasedresearch.ca/Page/View/CBR_definition [Zugriff: 06.07.2018].
- Czollek, Leah Carola/Perko, Gudrun/Weinbach, Heike (2012): *Praxishandbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Duijn, Michael/Rijnveld, Marc/van Hulst, Merlijn (2010): Meeting in the middle: Joining reflection and action in complex public sector projects. In: *Public Money & Management* 30 (4), 227–233. <https://doi.org/10.1080/09540962.2010.492183>
- Funtowicz, Silvio Oscar/Ravetz, Jerome Raymond (1993): Science for the post-normal age. In: *Futures* 25 (7), 739–755. [https://doi.org/10.1016/0016-3287\(93\)90022-L](https://doi.org/10.1016/0016-3287(93)90022-L)
- Gibbons, Michael/Limoges, Camille/Nowotny, Helga/Schwartzman, Simon/Scott, Peter/Trow, Martin (1994): *The new production of knowledge: The dynamics of science and research in contemporary societies*. London: Sage. <https://doi.org/10.2307/2076669>
- Haraway, Donna (1996 (i.O. 1988)): *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*. In: Elvira Scheich (Hrsg.): *Vermittelte Weiblichkeit: Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*. Hamburg: Hamburger Edition, 217–248.
- Hark, Sabine (2003): *Material Conditions. Begrenzte Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung*. In: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 21 /2-3, 76–89.
- HEFCE (Higher Education Funding Council for England) o.J.: *Policy Guide: REF Impact*. <http://www.hefce.ac.uk/rsrch/REFImpact> [Zugriff: 07.08.2018].
- Hermes, Gisela/Rohrmann, Eckhard (Hrsg.) (2006): *Nichts über uns – ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung*. Neu Ulm: AG SPAK Bücher.
- Hirsch Hadorn, Gertrude/Horrmann-Riem, Holger/Bieber-Klemm, Susette/Grossenbacher-Mansuy, Walter/Joye, Dominique/Pohl, Christian/Wiesmann, Urs/Zemp, Elisabeth (Hrsg.) (2008): *Handbook of transdisciplinary research*. Akademien der Wissenschaften Schweiz. Dordrecht: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-1-4020-6699-3>
- Jantsch, Erich (1972). *Inter- and transdisciplinary university. A systems approach to education and innovation*. *Higher Education*, 1(1), 7–37. <https://doi.org/10.1007/BF01956879>
- Krainer, Larissa/Winiwarter, Verena (2016): Die Universität als Akteurin der transformativen Wissenschaft. Konsequenzen für die Messung der Qualität transdisziplinärer Forschung. In: *GAIA – Ökologische Perspektiven für Wissenschaft und Gesellschaft* 25 (2), 110–116. <https://doi.org/10.14512/gaia.25.2.11>
- Krell, Gertraude (Hrsg.) (2007): *Diversity Studies: Grundlagen und disziplinäre Ansätze*. Campus Verlag.

- Kuhn, Thomas S. (2014 [1962]): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main: Suhrkamp. https://doi.org/10.1007/978-3-658-13213-2_50
- Kusters, Annelies/De Meulder, Maartje/O'Brien, Dai (Hrsg.) (2017): *Innovations in deaf studies: The role of deaf scholars*. Oxford: Oxford University Press.
- McGregor, Sue L. T. (2015): The Nicolescuian and Zurich approaches to transdisciplinarity. In: *Integral Leadership Review* 15 (2), <http://integralleadershipreview.com/13135-616-the-nicolescuian-and-zurich-approaches-to-transdisciplinarity> [Zugriff: 04.07.2017].
- Miller, Tilly (2011): Soziale Arbeit zwischen Disziplinarität und Transdisziplinarität. In: Schumacher, Thomas (Hrsg.): *Die Soziale Arbeit und ihre Bezugswissenschaften*, Stuttgart: Lucius & Lucius, 241 – 255. <https://doi.org/10.1515/9783110509663>
- O'Brien, Liz/Marzano, Mariella/White, Rehema M. (2013): „Participatory interdisciplinarity”: Towards the integration of disciplinary diversity with stakeholder engagement for new models of knowledge production. In: *Science and Public Policy* 40 (1), 51-61. <https://doi.org/10.1093/scipol/scs120>
- Mittelstraß, Jürgen (1998): *Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pedersen, David Budtz/ Grønvad, Jonas/Hvidtfeldt, Rolf (2017): Analysing co-creation in theory and in practice – A systemic review of the SSH impact literature. https://docs.wixstatic.com/ugd/35d470_1d36ad453b884646899f6196b45cac7e.pdf [Zugriff: 26.06.2018].
- Prahalad, C.K./Ramaswamy, Venkat (2004) *The future of competition: Co-creating unique value with customers*. Boston: Harvard Business School Press. <https://doi.org/10.1108/10878570410699249>
- Roessler, Isabell (2015): „Third Mission“. <https://www.wissenschaftsmanagement.de/weiterbildung/third-mission>, [Zugriff: 14.09.2018].
- Roessler, Isabel/Duong, Sindy/Hachmeister, Cord-Denis (2015): Welche Missionen haben Hochschulen? Third Mission als Leistung der Fachhochschulen für die und mit der Gesellschaft, CHE-Arbeitspapier Nr. 182, Gütersloh: CHE.
- SIAMPI (2012): SIAMPI approach. <http://www.siampi.eu/12/642.bGFuZz1FTkc.html> [Zugriff: 07.08.2018].
- Spaapen, Jack/van Drooge, Leonie (2011): Introducing ‘productive interactions’ in social impact assessment. In: *Research Evaluation* 20(3), 211–218, <https://doi.org/10.3152/095820211X12941371876742>.
- Von Unger, Hella (2014): *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-01290-8>.
- Vertovec, Steven (2014): Introduction: Formulating Diversity Studies. In: Steven Vertovec (Hrsg.), *Routledge International Handbook of Diversity Studies*, London and New York, Routledge: 1-20. <https://doi.org/10.4324/9781315747224>
- Wieser, Bernhard/Brechelmacher, Angelika/Schendl, Georg (2014): Identitäten und Rollen in inter- und transdisziplinärer Forschung und Lehre finden. In: Berger, Wilhelm/Dressel, Gert/Heimerl, Katharina/Winiwarter, Verena (Hrsg.): *Interdisziplinär und transdisziplinär forschen. Praktiken und Methoden*. Bielefeld: transcript, 151-164. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839424841.151>

Biele Mefebue, Astrid, Dr., Vertretungsprofessorin am Lehrstuhl „Soziologie der Diversität“, Universität Göttingen, Sozialwissenschaftliche Fakultät, Institut für Diversitätsforschung. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Arbeits- und Organisationssoziologie, Diversität und soziale Ungleichheit, Diversität in Organisationen, Lebensentwürfe. Astrid.biele@sowi.uni-goettingen.de

Buck, Elena, Dipl.-Pol., Wissenschaftliche Koordinatorin, Universität Göttingen, Sozialwissenschaftliche Fakultät, Institut für Diversitätsforschung. Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „ACCOMPLISSH“ (EU Horizont 2020). Ebuck@uni-goettingen.de

Franke, Yvonne, Dr., Wissenschaftliche Koordinatorin des Projekts „Diversity Turn in Land Use Science“, Universität Göttingen, Sozialwissenschaftliche Fakultät, Institut für

Diversitätsforschung. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Agro-Food-Systeme; Qualitative Methoden der Sozialforschung, Transdisziplinarität. Yvonne.franke@uni-goettingen.de